

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 83 (1957)  
**Heft:** 15

**Artikel:** Am Klassenabend  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-496590>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

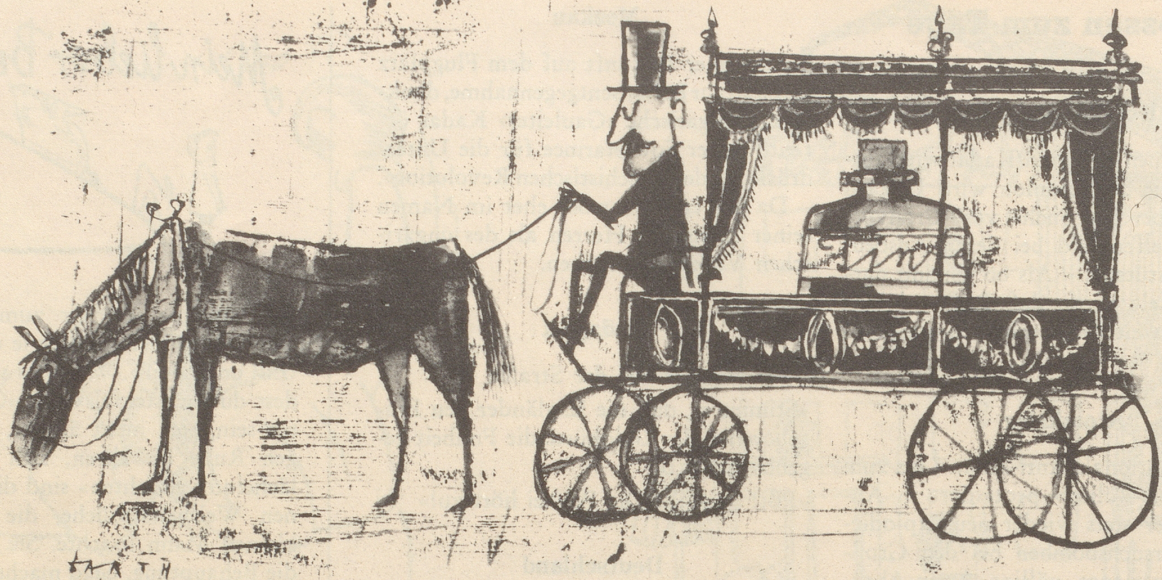
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## NEKROLOG AUF DIE TINTE

Das ist der Tinte nicht an der Löschiege gesungen worden: daß sie eines Tages nutzlos und vergessen in ihrem Tintenfaß vertrocknen müsse. Wäre sie – wie das Wort Faß andeutet – dem Wein verwandt, so würde sie sich über kurz oder lang zu Essig ärgern. So aber bleibt ihr, ob blau, schwarz, rot oder grün, nichts anderes, als einzutrocknen wie eine alte Jungfer. Die Tinte sitzt in der Tinte!

Vor wenigen Jahren noch war sie die Königin der Büros – und der Schrecken der Schulkinder. Von elastischen Stahlfedern, die über weißes Papier eilten, floß die Tinte gleichmäßig herunter, den flüchtigen Zug der Feder dunkel verewigend. Im Bauch der Füllfeder lauerte sie wie das Projektil in der Pistole, bis durch sanften Druck das Zeichen gegeben wurde loszuschießen, das treffende Wort zu formen. Nun ist die Tinte verdrängt, ersetzt durch eine Konstruktion, die Tinte, Feder, Federstiel und Bleistift in einem ist, durch den Kugelschreiber.

«Verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit Bleistift schreibe», hieß es früher in manchem Brief. So etwa wie man sagt: Entschuldigen Sie, daß ich Sie im Schlafrock empfang! Die schwarze Tinte hingegen war das Galakleid, der Frackanzug der Handschrift. Nun trägt man weder Schlafrock noch Frack, sondern die konfektionierte Uniform des Kugelschreibers.

Gewiß. Der Kugelschreiber hat manche unübersehbare Vorteile. Er sitzt in der Hand des Meisters gleich gut wie in der ungeübten Faust des ABC-Schützen. Er kleckst nicht und verbraucht kein Löschpapier. Gibt es

überhaupt noch Löschblätter? Werden sie noch erzeugt? Die dicken, weichen Löschrätter waren die Denunzianten des Schriftverkehrs. Sie haben so manches sorgfältig gehütete Geheimnis verräterisch ausgeplaudert. Ich erinnere mich an eine der gefürchteten Mathematik-Stunden in der Schule. Unser Lehrer schrieb, während wir uns mit einer Gleichung plagten, einen Brief. Als die Glocke ertönte, steckte er diesen in seine Aktentasche, das Löschrätter aber ließ er achtlos liegen. Wir entdeckten darauf den Abdruck des Briefes und begannen ihn mit Hilfe eines Spiegels zu entziffern. «Geliebtes Schätzchen!» stand da, und dem folgte noch allerlei Törichtes und Läppisches. Wir hatten von da an keinen Respekt mehr vor Mathematik.

Der Kugelschreiber aber hat auch einige Nachteile, und zu diesen gehört zweifellos der Verlust der individuellen Handschrift. Beängstigend ähnlich sind die Schriftzüge der Menschen geworden, sie gleichen einander wie ein Kugelschreiber dem anderen. Steil und fest wird er aufs Papier gesetzt, und steil und fest sind auch die Spuren, die er hinterläßt. Haar- und Schattenstriche sind geschwunden; gleichförmige Schlingen und Bögen bedecken das Papier: die Rechnung im Gasthaus, den Akt im Ministerium, das Liebesgedicht in der Schreibtischlade ...

Das Liebesgedicht! Es sollte, genau genommen, mit Herzblut geschrieben werden. Schon früher jedoch haben anämische Poeten das Blut durch rote Tinte ersetzt. Diese war immerhin noch ein Saft, wenn auch kein «besonderer» wie Blut. Seit sich die Lyrik aber des Kugelschreibers bedient, ist sie auffällig trok-

ken und saftlos geworden. Manche Kulturkritiker behaupten zwar, daß dies ein rein geistiges Phänomen sei, doch werden ernsthafte Analytiker die Entwicklung vom Herzblut zum Kugelschreiber nicht länger unberücksichtigt lassen können. Streusand darüber! (Uebrigens: wo bekommt man noch Streusand? Den wichtigen Streusand, den man über so vieles streuen möchte?)

Doch zurück zur Tinte. Bald wird sie und ihr Zweck gänzlich vergessen sein. Nur im Tintenfisch wird das Wort «Tinte» weiterleben. Und eines Tages wird der Tintenfisch, von Existenzfragen gepeinigt, aus seinen Meeren aufbrechen und an der Wohnungstür des bekannten Zoologen Professor Fauna läuten.

«Sie wünschen?»

«Ich wüßte gar zu gerne, wer ich bin.»

Der Professor lächelt überlegen: «Sehr einfach. Sie sind ein Kephelopode, ein Kopffüßler. *Sepia officinalis*, gemeiner Tintenfisch.»

«*Sepia officinalis* verstehe ich», meinte der Kleine gereizt. «Was aber – Donnerwetter und Zitterrochen! – was heißt Tinte?»

Da wird der Professor verlegen und erklärt dem gemeinen Tintenfisch, daß diese heikle Frage wohl eher in das Ressort eines Philologen falle. «Wenn Sie wollen, schreiben wir gemeinsam an den Kollegen und unterbreiten ihm das Problem.»

Der Tintenfisch ist einverstanden. Feierlich nimmt er am Schreibtisch des Professors Platz, rückt ein Papier zurecht, greift in seinen Tintenbeutel – und zieht einen Kugelschreiber heraus. Herta Singer

### Am Klassenabend

erregt einer der Ehemaligen berechtigtes Aufsehen, weil er, seinerzeit der anerkannt Schlechteste der Klasse, heute am

meisten auftrumpft und mit einem funkelnden Cadillac vorgefahren ist. Der alte, bescheidene Lehrer nimmt ihn beiseite, fragt ihn, wie es komme, daß er soviel Geld verdiene, und erhält die Ant-

wort: «Wüssezi, ich ha en Artikel, wo mich ein Franke choschtet, dä verchauf ich zu drei Franke, und mit dane zwei Prozant Gwünn chan ich fürschtlich läbe!» bi